

Die riesige Ebene östlich von Wien zählt zu den am längsten besiedelten Gegenden Österreichs. Das intensiv bewirtschaftete Agrarland, das noch mehr Ähnlichkeiten mit der ursprünglichen Steppenlandschaft hat, als man auf den ersten Blick wahrnehmen würde, ist heute die Heimat von Bauern, die tief in ihrem Land verwurzelt sind – und die hoffnungsfroh in die Zukunft sehen.

DAS MARCHFELD UND SEINE MENSCHEN

– eine Entwicklungsgeschichte



reicht. Das intensiv bewirtschaftete Agrarland, das noch mehr Ähnlichkeiten mit der ursprünglichen Steppenlandschaft hat, als man auf den ersten Blick wahrnehmen würde, ist heute die Heimat von Bauern, die tief in ihrem Land verwurzelt sind – und die hoffnungsfroh in die Zukunft sehen.

Fruchtbare Böden und Bewässerung machen das Marchfeld zu einer der ertragreichsten Agrarregionen Mitteleuropas.



„Das kostet ja alles nichts mehr: Ein Liter Milch ist billiger als ein Liter Cola und ein Kilo Steine kostet mehr als ein Kilo Weizen.“



Am Ufer der March steht ein Schloss, es gehörte einst dem Prinzen Eugen von Savoyen (1663–1736). Der Prinz war der wichtigste Feldherr des Hauses Habsburg und durch seine Türkenfeldzüge zu großem Reichtum gekommen. 1725 erwarb Eugen das kleine Grenzkastell in der auf einer sanften Bodenwelle über dem Marchfeld liegenden Ortschaft Hof. Er ließ es von Johann Lucas von Hildebrandt in ein prachtvolles Jagd und Vergnügungsschloss umbauen. Im Westen – man könnte auch sagen: im Rücken – des Schlosses Hof breitet sich das Marchfeld aus. Eine etwa 100.000 Hektar große friedliche, fruchtbare Ebene, die den größten Teil des heutigen Bezirks Gänserndorf ausmacht und als die „Kornkammer Österreichs“ gilt.

Durch den Erwerb dieser Ländereien wurde Österreichs größter Feldherr auch des Marchfelds größter Grundbesitzer: Vor rund 200 Jahren gehörte ihm rund die Hälfte der Fläche, von Obersiebenbrunn im Westen bis an die March und von Oberweiden im Norden bis an die Donau. Bearbeitet wurden diese Felder von den dort lebenden Bauern. Zum Eigengebrauch hatten sie die sogenannten „Unterthanenfelder“ zur Verfügung, schmale Streifen am Rande der ergiebigen herrschaftlichen Felder. Die Menschen waren „Unterthanen“ des Fürsten und mussten ihm den „Zehent“ abliefern, zehn Prozent ihrer eigenen Erträge. Außerdem hatten sie „Robot“ zu leisten, unentgeltliche Arbeit für den adeligen Grundherrn. Darüber hinaus stand die ländliche Bevölkerung in persönlicher Abhängigkeit zu ihm: Leibeigene waren unfrei und durften ohne seine Erlaubnis weder heiraten noch ihre Höfe verkaufen oder vererben.

Bäuerliche Kulturregion

Das Schloss ist heute eine Touristenattraktion, Wahrzeichen einer feudalen Vergangenheit Österreichs und Eingangstor zu einer der avanciertesten bäuerlichen Kulturregionen Europas. Die moderne Landwirtschaft ist seit der Dreifelderwirtschaft zu Zeiten Eugens einen langen Weg gegangen. Damals wurde auf einem Drittel der Felder das Wintergetreide Roggen und Weizen angebaut, welches vor dem ersten Schnee ausge-

sät wurde. Nach der Ernte im Sommer blieb das Winterfeld als Stoppelfeld liegen. Im nächsten Frühjahr begann mit dem Pflügen die Vorbereitung für das Sommergetreide, vornehmlich Hafer und Gerste, welches noch im selben Jahr geerntet wurde. Anschließend lag das Feld ein Jahr lang brach, es begrünzte sich und wurde als Weide für das Vieh verwendet, das dankenswerterweise Naturdung beisteuerte.

Manfred Zörnpfennig, Kammerobmann der Bezirksbauernkammer Gänserndorf, kommt beim Erzählen über seine Region gar ins Schwärmen: „Die Bauern im Marchfeld waren immer schon Vordenker, sie sind innovativer als anderswo. Wir sind auch sehr privilegiert, denn im Marchfelder Boden liegen drei große Grundwasserbecken. Wir können beregnen und dadurch viel mehr anbauen als anderswo. Außerdem hat die Nähe zur Stadt Wien die Direktvermarktung erleichtert.“

Zukunftsorientierte Bauern

An der March arbeiten sehr zukunftsorientierte Bauern. Der Spargel, zum ersten mal in den 1970er-Jahren angebaut, gedeiht auf den sandigen Böden des Marchfelds besonders gut. Er ist mittlerweile zu einer Marke geworden und wird europaweit als Marchfeldspargel vertrieben. Die günstigen Verhältnisse im Marchfeld ermöglichen Landwirten eine intensive Bewirtschaftung und so konnten kleinere Betriebe als in anderen Ländern überleben. Das wirkte sich wiederum günstig auf die Qualität und die Vielfalt aus. Ein Bauer hatte mehr Feldgemüse, der andere Erdäpfel. In der Gemeinde Lasseer z. B. wirtschaftet ein Landwirt, der mit sieben Hektar auskommt. Er produziert Biogewürze, Öle und Knabberzeug aus Kürbiskernen.

Erich Welleschitz junior (*1968) ist ein gutes Beispiel für Zörnpfennigs Beschreibung des innovativen Marchfelder Bauern. Er hat die Facharbeiter- und Meisterprüfung als Landwirt gemacht und mit seinem Vater Erich gemeinsam Zuckerrüben, Weizen, Roggen, Gerste, Hartweizen und grüne Bohnen angebaut. 2008 ist er auf biologischen Landbau umgestiegen. „Ich bin bei meinem Nachbarn, dem Gerd, gewesen. Ich habe ihm beim Erdäpfelausnehmen geholfen. Er ist schon länger Biobauer. Von der Maschine fallen dauernd Erdäpfel runter. Ich hab sie immer lie-

gengelassen, aber der Gerd hat in die laufende Maschine reingegriffen und sie auf den Wagen geworfen. Ich hab' ihm gesagt, er soll aufhören, wegen der paar blöden Erdäpfel wird er sich noch weh tun. Aber er hat gesagt, das sind keine blöden Erdäpfel. Damals ist mir bewusst geworden, dass wir Bauern in der konventionellen Landwirtschaft oft unsere Produkte als „Dreck“ bezeichnen. Das ist ja auch kein Wunder, das kostet ja alles nichts mehr. Ein Liter Milch ist billiger als ein Liter Cola und ein Kilo Steine kostet mehr als ein Kilo Weizen. Diese Wertschätzung für die eigene Arbeit, die ich beim Gerd gesehen habe, die wollte ich auch. So bin ich Biobauer geworden.“

Klar definierte Regeln

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war davon noch lange keine Rede. In der winzigen Ortschaft Großenbrunn werden Schweine, Pferde, Rinder, Schafe und Hühner gehalten. Hunde und Katzen streunen über den Hof. Der Tag von Adam Weiss begann mit Sonnenaufgang, er stieg im Stall aus der Futtertruhe, in der sie am Abend den Schrot für die Pferde und Kühe gemischt hatten. Das war sein Bett, als Bettzeug dienten ihm die Decken, die er am Abend, oft noch feucht den Pferden abgenommen hatte. Dann schlief der kleine Adam mit dem Duft des Pferdeschweißes in der Nase und dem Atmen und Scharren der Tiere ein.

Adam hatte seine Eltern früh verloren, der Hof musste verkauft werden. Die Cousine hat Adam aufgenommen, nicht aus reiner Mildtätigkeit, sondern als Knecht wie jeden anderen. Ich sitze in der Küche von Erna Welleschitz, sie ist die Tochter Adams, und hat wie viele der Altbäuerinnen ein geradezu enzyklopädisches Gedächtnis. Sie kam 1946 im Haus Großenbrunn Nr. 1 zur Welt. Wenn sie von ihrer Kindheit erzählt, entsteht das Bild einer wohlgeordneten Welt im Dorf. Die Regeln des Lebens waren klar definiert, wer in einen Bauernhof geboren wurde, übernahm ihn oder heiratete in einen anderen ein.

300 Menschen lebten in dem Dorf, das zwei Kilometer westlich des Schlosses Hof auf dem Wagram liegt, der 40 Meter hohen Bodenwelle über dem Marchfeld. Jeder kannte jeden hier, Fremde kamen keine in die Gegend. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war vor dem Schloss

Hof des Prinzen Eugen der Eiserne Vorhang niedergegangen. Es war ein stilles Leben hier, an der March endeten Straßen, Bahnlinien, die Westliche Welt. Wenn die Bauern die Wiesen in den March-Donau-Auen mähten, riskierten sie bisweilen einen Blick zum anderen Ufer. Aber mehr als den Zaun, Grenztürme und Wache haltende Soldaten der ČSSR waren nicht zu sehen.

„Es gab immer etwas zu tun“

Kinder wie Erna mussten mithelfen, sie brachten die frische Milch ins Milchhaus, halfen beim Ausmisten der Ställe und Füttern der Tiere, beim Verwerten des Fleisches von Schweinen und Hühnern. Jeder Hof versorgte sich zu einem hohen Grad selber, das war schon des Mangels an Geschäften und Transportmitteln eine Frage des Überlebens. Langweilig, nein, langweilig war das Leben nie, sagt Erna. „Es gab immer etwas zu tun. Vom Brot über die Blutwurst bis zum Topfen stellten wir alles selber her. Über Nacht stand die Milch draußen, das Obers war vorher in ein Glas geleert worden, am Wochenende gab es Puding mit Schlagobers. Ein Fest.“

Im Sommer schoren sie die Schafe, die Wolle wuschen sie in einem der Teiche, die einst Kaiserin Maria Theresia hatte anlegen lassen. So war es irgendwie eine kaiserliche Wolle, die da in der Sonne bleichte. Ernas Mutter fuhr damit in die Stadt und tauschte sie gegen Strickwolle. Die Frauen saßen um den Esstisch, splissen Gänsfedern und tratschten. Die vom Kiel getrennten Federn wurden mit den Daunen zu Pölstern und Tuchenten verarbeitet. Kerzen fertigten sie selber, und auch Hinterglasmalereien. Die Kinder spielten in den ausgedehnten Robinienwäldern Räuber und Gendarm. Als Teenager dann gingen sie ins kleine Gasthaus, das damals noch jeder Ort hatte, dort gab es Musik, im Nebenzimmer wurde getanzt.

Von außerhalb des Dorfes konnte man kaum jemanden kennenlernen. Es sei denn vielleicht im Kino, das so in den 1960ern in der Nachbargemeinde Engelhartstetten aufsperrte. „Einer hatte einen Autobus, der hat uns hin und wieder hingefahren.“ Erich, Ernas Mann, kommt aus dem Haus Nr 4. Er hat sie „beim Milchbringen abgefangen“, erzählt sie schmunzelnd. Nach der Hochzeit ist er zu ihr gezogen und gemeinsam haben sie sich auf eine stattliche Landwirtschaft

von rund 100 Hektar hinaufgearbeitet. Es war wie früher, Arbeit vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, das Haus wurde größer, die Pflüge, Traktoren, Anhänger und Erntemengen. „Urlaub hat es nicht gegeben, dafür war das Geld nicht da. Wir waren immer beschäftigt mit dem Leben, so wie es ist.“

Verändertes Landschaftsbild

Auch die Änderungen in der Landschaft merkt man meist erst im Rückblick. Wer heute über die Wege zwischen den penibel abgegrenzten Feldern radelt, kann sich kaum vorstellen, dass das Marchfeld Teil einer ausgedehnten Dünenlandschaft im östlichen Niederösterreich ist. Nach der letzten Kaltzeit (ca. 110.000 – 10.000 v. Chr.) lagerten sich hier Flugsande ab, die der Wind von den Ufern der Donau verblies. So entstanden meterhohe Flugsanddecken, die mit zunehmender Vegetation, auch durch die Baumpflanzungen unter Maria Theresia, allmählich stabil wurden. Sie zählen zu den wertvollsten Lebensräumen unserer Kulturlandschaft, denn hier finden viele hochspezialisierte Tier- und Pflanzenarten ein letztes Refugium.

Der aufmerksame Spaziergänger kann auf den sich sanft den Feldern zuneigenden Wiesenhängeln seltene Pflanzen entdecken wie die Kuschelle oder das Federngras. Das vom Aussterben bedrohte Sand-Steinkraut (*Alyssum montanum gmelinii*) besiedelt sandige Trockenrasen. Hin und wieder fliegt ein Wiedehopf aus den wie struppige Inseln im Meer der Felder liegenden Baumgruppen auf. Sogar ein paar Großtrappen soll es noch geben. 1927 erklärte die Niederösterreichische Landesregierung die Sanddüne in der „Weikendorfer Remise“ zum ersten Naturschutzgebiet Österreichs. Zwei weitere geschützte Gebiete sind die „Sandberge Oberweiden“ und die „Wachholderheide Obersiebenbrunn“. Alle gehören unter dem Titel „Pannonische Sanddünen“ zu den EU-Naturschutzgebieten.

Günther Schwab schrieb im 1971 erschienen „Der Wind über den Feldern – Das Buch vom Jäger“: „Das Marchfeld hat zum Teil Steppencharakter, als wäre es ein Vorposten der ungarischen Fußzta und weist Tiere und Pflanzen auf, die im übrigen Österreich nicht vorkommen. Aus der Weiträumigkeit dieses Grenzlandes spricht der Zauber der östlichen Einsamkeit und Weite.“

Uralte Besiedelung

Das Marchfeld gehört zu den ältesten von Menschen besiedelten Gebieten des heutigen Österreichs. Erste Spuren datieren in die Zeit der letzten Eiszeit um 10.000 v. Chr. Danach, 3500 bis 1800 v. Chr. lebten hier Menschen in Wohngruben: „Sie lebten von Ackerbau und Viehzucht, ihre Haustiere waren kleine Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, der Hund war ihnen schon zur Zeit des unstillen Jägertums ein treuer Begleiter. Gerste – und zwar die sechszeilige Sorte – und Hirse, Lein und auch ein niedriger leinkörniger Weizen bedeckten ihre Felder“, schreibt Pia Maria Plechl in ihrem 1969 erschienenen Buch „Das Marchfeld“.

Die Fruchtbarkeit der Böden zog die Menschen an – doch da gibt es auch eine andere, unbekanntere Seite des Marchfeldes: „Hinter diesen Auen, die still und verwildert sind wie selten irgendwo in Europa, liegt das Marchfeld, eine gespenstisch leere Landschaft, in der es Sanddünen gibt wie in den asiatischen Steppen“, schrieb Gerhard Fritsch in „Moos auf den Steinen“ (1956).

Ganz so einsam ist es heute nicht mehr im Marchfeld. Das Steppenklimate freilich ist geblieben. Die Kombination aus heißen Sommern und künstlicher Beregnung lässt hier Sorten gedeihen wie den Winterhartweizen. Anderswo, in Frankreich, Deutschland oder Oberösterreich, wo es mehr regnet, hat er mit Schimmel zu kämpfen und ist dadurch von minderer Qualität. Auch Sojabohnen gedeihen hier. Sie brauchen zur Blütezeit im Hochsommer viel Wasser und sonst trockene Hitze. Eine wahrlich umweltschonende Alternative zum brasilianischen Soja, für den alljährlich ganze Wälder niedergebrannt werden.

Trocken und heiß

Und wie schaut die Zukunft des Marchfeldes in diesen Zeiten der Erderwärmung aus? Herbert Formayer, Klimaforscher an der Universität für Bodenkultur Wien, bestätigt, dass alle Klimaszenarien einen Temperaturanstieg zeigen. Die Gegend östlich von Wien wird österreichweit am stärksten mit Trockenperioden zu kämpfen haben und die meisten Hitzetage verzeichnen. Das betrifft insbesondere stark bewirtschaftete Gebiete, denn vertrocknete Gräser oder abgeerntete Stoppelfelder verdunsten kein Wasser, son-



Drei Generationen der Familie Welle-schitz haben den Hof in Groß-siebenbrunn durch die stark veränderten Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft geführt.



„Heute sind die Betriebe um ein Vielfaches größer, die Traktoren und Mähdrescher werfen Schatten wie früher die Häuser.“



Moderne Technologien – von der Tröpfchenbewässerung bis hin zu GPS-Systemen – sind aus dem Leben und Arbeiten der Marchfelder Bauern nicht mehr wegzudenken.



„Die Leute denken um, sie wollen Qualität aus der Region kaufen. Den Leinsamen, der von irgendwoher gekommen ist, den machen wir jetzt selber.“



dern erhitzen die Luft zusätzlich. Trockenheit erzeugt noch mehr Hitze. Doch im Unterschied zu Retz, dem Hitzeort Niederösterreichs, können die Marchfelder Bauern dank ihres Grundwassers die Felder bewässern und damit das regionale Klima ein wenig regulieren. Und dann gibt es noch den Donau-March-Kanal. Er bringt Donauwasser durch das Marchfeld, und durch Sickergruben können sich die Grundwasserbecken wieder auffüllen.

Vor 60 Jahren werkten 21 Bauern in Großenbrunn, Erna Weiss und ihr Mann Erich, Jahrgang 1942, zählen die Namen der Alteingesessenen wie eine uralte, in Fleisch und Blut und Seele übergegangene Litanei auf. Leis, Wohlmuth, Stippenitz, Hansy, Windisch, Lang, Barth, Schreiner, Welleschitz. Heute wirtschaften hier noch acht Landwirte, die Betriebe sind um ein Vielfaches größer, die Traktoren und Mähdrescher werfen Schatten wie früher die Häuser.

Erich Welleschitz, der Alte, erzählt von dem Gift, das er damals nichts ahnend auf seine Felder gestreut hat: „Phosphor und Kali haben wir mit der Schaufel abgemischt und dann mit der Hand gestreut. Keiner wusste, dass es giftig war. SE 205, ein Pflanzenschutz für Erdäpfel, war besonders giftig, das haben wir aus einem Jutesack auf die befallenen Erdäpfel gestaubt.“ Er hat jung seinen Vater verloren, wie Ernas Vater seine Eltern. Die Landwirtschaft hat er sich selber beigebracht.

Hohe Produktivität – oder „bio“

Erich senior hat den Hof in einer Phase aufgebaut, in der die Bauern dank eines ausgeklügelten Systems von Förderungen und Abnahmegarantien ordentliche Preise für ihre Waren erhielten. Heute hilft den Bauern oft nicht einmal ein Studium gegen die Preisschwankungen. Denn Nahrungsmittel werden zum Weltmarktpreis gehandelt, und irgendwo auf der Welt produzieren sie immer billiger als im Marchfeld. Weil sie beispielsweise in den riesigen Ebenen Osteuropas oder Frankreichs größere Maschinen oder mehr Dünger und Pestizide einsetzen können.

Die konventionellen Bauern Österreichs auf ihren im internationalen Vergleich kleinen Flächen müssen entweder immer mehr produzieren oder sie gehen ein. Daher verfallen immer mehr Landwirte auf eine naheliegende Lösung: Bio-

produkte fallen nicht unter das Diktat des Weltmarktpreises. Gleichzeitig entstehen neue Märkte für Nahrungsmittel wie Leinsamen, Soja, Kümmel, Linsen, Kichererbsen, die der junge Erich und sein Sohn Mathias Welleschitz heute biologisch anbauen. Das verkauft sich gut. Mathias: „Die Leute denken um, sie wollen Qualität aus der Region kaufen. Den Leinsamen, der von irgendwoher gekommen ist, den machen wir jetzt selber. Und es gibt viel weniger Zwischenhändler, die mitschneiden. Deshalb können wir relativ günstig produzieren und verkaufen.“

Joystick und GPS

Er entscheidet heute mit seinem Vater die Richtung, in die sie den Hof entwickeln wollen. Bei der Biolandwirtschaft wird Mathias bleiben. Den neuen Traktor, der annähernd so viel gekostet hat wie ein Haus, hat er ausgesucht. „Weil dann kann er diese langfristigen Investitionen und Entscheidungen von ganzem Herzen mittragen und weiterführen“, sagt sein Vater Erich.

Die Großväter und -mütter waren Selbstversorger, die hochspezialisierten Enkeln betreiben Arbeitszellen. Die Traktoren fahren per Joystick, über GPS werden ihnen die Grenzen der Felder und die Richtung und der Abstand der Furchen übermittelt. Der Landwirt sitzt in der klimatisierten Kabine und überwacht den Ablauf.

Die Händler verlangen heute mehr als ordentliche Erdäpfel oder Qualitätsweizen. Die Landwirte bauen riesige Hallen, in denen sie einen Teil der Ernte lagern und eine Erstverarbeitung vornehmen. Sie sortieren aus, füllen ab und liefern. Entscheidet sich ein Landwirt für eine bestimmte Richtung, muss er sich erst einmal hoch verschulden. Matthias Welleschitz: „Du hast eine Sau und merkst, dass du die Arbeit gerne und gut machst, also möchtest du expandieren und einen Stall für 300 Schweine bauen. Die Arbeit deines ganzen Lebens würde nicht ausreichen, um das zu finanzieren, also gehst du zur Bank, legst ein detailliertes Konzept vor und nimmst dir einen Kredit. Mit dem Ertrag deiner Arbeit zahlst du ihn zurück und hoffst, dass sich alles gut ausgeht.“

Sentimentale Erinnerung

Auch die Selbstverständlichkeit des bäuerlichen Ehevertrages ist längst sentimentale Erinnerung.

Ehefrauen sind heute nicht mehr selbstverständlich die Gehilfinnen ihrer Männer. Renate, die Frau des jungen Erich, hatte schon einen Beruf, als sie den Bauernsohn kennenlernte. Von einem gemeinsam geführten Betrieb war nie die Rede. Sie liebt ihre Arbeit, außerdem geht es sich finanziell so besser aus. Die Produktionsmengen pro Hektar steigen ständig, doch dem einzelnen Bauern bleibt am Ende weniger Einkommen. Trotz Förderungen. Ein Wort, das die Familie Welleschitz verabscheut. Erich, der Sohn: „Man sollte lieber von Ausgleichszahlungen reden. Denn das ist es ja in Wirklichkeit. Ausgleichszahlungen zu den Weltmarktpreisen, weil sonst kein Bauer überleben würde, auch wenn unsere Produkte viel hochwertiger sind als anderswo.“

Die drei Welleschitz-Generationen sind mit Manfred Zörnpfennig einig: „Am liebsten wäre es uns, es gäbe gar keine Förderungen und wir würden angemessen für unsere Produkte bezahlt werden. Die Menschen geben enorm viel Geld für Autos, Reisen und Elektronik aus, aber ihr tägliches Essen muss so billig wie möglich sein. Das ist doch eine verkehrte Welt. Nahrung ist lebensnotwendig und wir Bauern aus Österreich sorgen dafür, dass sie hochwertig ist und anständig hergestellt wird. Wir Biobauern haben europaweit die strengsten Standards und unsere Produkte sind Weltmarktführer, besser noch als die deutschen. Die Amerikaner reißen uns die grünen Erbsen aus den Händen.“

Die Altbäuerin Erna Welleschitz wuchs in der konventionellen Landwirtschaft auf. Heute ist sie davon überzeugt, dass Biolandwirtschaft die Weltbevölkerung ernähren könnte. „Es stimmt nicht, dass sich das mengenmäßig nicht ausgeht, es würde nur viel weniger weggeschmissen werden. Wien entsorgt täglich so viel Brot, wie Graz verbraucht.“

Der Klimatologe Formayer bestätigt die Meinung der Bäuerin. Es gäbe schon genügend Studien, sagt er, die das bewiesen haben. „Wir müssten nur weniger Fleisch essen, dann würde sich Bio für alle ausgehen, und die Böden blieben den zukünftigen Generationen in gutem Zustand erhalten.“

Anm: Einige der Informationen über Prinz Eugen und seine Zeit verdanke ich der interessanten Ausstellung „Leben am Hofe“ in Schlosshof.